

Altersheime einst und jetzt

Autor(en): **Bächler, Georg**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers**

Band (Jahr): **35 (1964)**

Heft 12: **120 Jahre VSA**

PDF erstellt am: **01.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-808042>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Altersheime einst und jetzt

In meiner Jugend musste ich hie und da im Armenhaus einen Auftrag ausrichten. Ich erinnere mich noch heute an das Haus mit dem stechenden, widerlichen Geruch in den Gängen. Ich sehe noch die vielen übereinandergehängten Kittel und Kappen der alten Männer, die düstere Stube mit langen Tischen zwischen langen Bänken und die vergilbten, mit Rosen und Engeln verzierten Sprüche an den grauen Wänden. Anfänglich floh ich jeweils bald wieder die düstere Stätte, begrüßte im Hof rasch eines der Waisenkinder und sprang dann heimzu in die wohnlichen Räume des Elternhauses. Mit der Zeit aber gewöhnte ich mich an den unfreundlichen Ort, ich blieb dann länger bei den alten Leuten und übersah — wie blind — die ärmliche Einrichtung.

Viele Jahre später erfuhr ich aus alten Akten, dass das Armen- und Arbeitshaus unserer Gemeinde kurz nach den Hungerjahren 1816/17 erbaut wurde. Arme, Verwahrloste, Trunkenbolde, Landstreicher und Waisenkinder mussten damals zusammen wohnen. 50 Jahre später brachte man die Waisenkinder in einem Nebengebäude unter, aber erst 1910, mit dem Bau eines Waisenhauses, verbunden mit der Anstellung von Waisenelementen, vollzog sich die vollständige Trennung zwischen Alten und Waisen. Das Armenhaus blieb noch lange Zeit wie es war. Wie konnten nur so trostlose Zustände so viele Jahrzehnte lang andauern?

Bevölkerung, Kommissionen und Heimleiter gewöhnen sich eben mit der Zeit an die Mängel, sie übersehen das Stossende und werden betriebsblind.

Das ehemalige Armen- und Arbeitshaus wurde vor einem Jahrzehnt umgebaut und ist nun ein angesehenes Altersheim und Asyl für Chronischkranke geworden.

Als ich selber Ende des zweiten Weltkrieges ein neueres und grösseres Heim übernahm, stellte ich darin ähnliche unerfreuliche Zustände fest wie damals im Armenhaus, vom Gerüchlein in den Gängen, den vielen übereinandergehängten Kitteln, die zu gegebener Zeit ihre Besitzer wechselten, den langen, lotterigen Tischen, bis zu den unleserlichen Sprüchen. Dazu kamen andere Unzulänglichkeiten, so die umständliche Verteilung der Mahlzeiten, das mühsame, mit Schmerzen verbundene Treppauf- und Treppabgehen der Pfléglinge zu und von den Mahlzeiten. Zu den Gottesdiensten und Vorträgen in der Kapelle mussten die Kranken auf Stühlen sitzend über hohe Treppen getragen werden. Die Besuchszeiten waren eingeschränkt, und es fand sich kein Ort, wo die Insassen mit ihren Angehörigen allein reden konnten. Zum Versorgen des privaten Eigentums, wie liebe Briefe und Fotografien, fehlte ein abschliessbares Plätzchen. Als ich aber ändern wollte, flüsterte man «es war immer so!», und ich gewöhnte mich beinahe an diese Zustände.

Als aber der Krieg zu Ende ging und die Heimleitungen im VSA und in Kantonalverbänden wieder öfter zusammenkamen, sprach man über die veralteten Zustände. Das Wort «Nachholbedarf» wurde geboren, und es öffneten sich wieder die Augen. Mit klaren Begründungen fand man Unterstützung, und Unzulängliches verschwand. Aus überfüllten Schlafzimmern wurden Betten entfernt. Mit Hilfe von kleinen verschliessbaren

Kästchen für privates Eigentum wurden gemütliche Sitzgelegenheiten abgegrenzt. Eine Signalanlage wurde geschaffen, ein Lift eingebaut. Um das Postgeheimnis zu wahren, hängte die PTT einen gelben Briefkasten auf. Man sorgte für sinnvolle Beschäftigungsmöglichkeiten und für frohe Unterhaltung. Es war eine Lust, die Zeit zu nützen. Eines musste man beachten: Man durfte nicht überall zu gleicher Zeit einiges verbessern. Man musste einzelne wenige Zimmer vollkommen erneuern, damit die hellen freundlichen Räume mit schönen Bildern von den andern abstachen. So sah man die Notwendigkeit der Renovation weiterer Zimmer ein.

Als ich dann aber am letzten Tag vor meiner Pensionierung mit dem Nachfolger durch das ganze Haus ging und mich fragte, wie er wohl all das Neue und Schöne beurteile, entdeckte ich manches, das noch hätte verbessert werden sollen. War ich doch zu früh älter, zahmer und zufriedener geworden?

Wenn ich wieder einmal an meine alte Arbeitsstätte zurückkomme, freue ich mich über die Verbesserungen, die mein Nachfolger angeordnet hat, über all das, was die gediegene wohlige Wohnlichkeit hebt, und über das, was der Förderung des frohen Tuns und der guten Unterhaltung dienlich ist.

Wenn Heimeltern neuerbaute Heime übernehmen und alles schön und vorbildlich finden, dürfen sie Fehler, die den Betrieb stören und Unwillen wecken, nicht übersehen. Auch dort gilt es, täglich sich einzusetzen, um eine wohlige Atmosphäre zu schaffen und zu erhalten.

Georg Bächler

Die unfreiwillige Mutprobe

Folgenschwerer Zwischenfall mit Ross und Wagen

Es ist sicher eine schöne und dankbare Aufgabe, mit Jugendlichen zusammen Freud und Leid in einem Heimbetrieb zu teilen, sie zu lehren, zu führen und ihr Vertrauen zu besitzen. Aber oft ist es nicht immer einfach, mit ihnen in einen menschlichen und persönlichen Kontakt zu kommen, da für die meisten Milieugeschädigten das Einordnen in einen Gemeinschaftsbetrieb dasselbe ist wie für einen Stier das rote Tuch. Aber oftmals gelingt es auf seltsamen Umwegen doch, das Misstrauen und Vorurteil gegenüber uns Meistern und Erziehern zu beseitigen und sie zu überzeugen, dass wir ihre Kameradschaft und ihr Wohlwollen suchen und nicht als Offiziere angesehen werden wollen. Von einem solchen Umweg will meine Geschichte erzählen. Die Begebenheit liegt schon einige Jahre zurück, aber ihr Eindruck war zu gewaltig, um sie in Vergessenheit geraten zu lassen. Unser Heim, das den Auftrag hat, schwachbegabten schulentlassenen Burschen ein Heim und eine Anlehre zu bieten, verfügt neben Werkstätten und einem Gutsbetrieb auch über eine Gärtnerei. In dieser bin ich als Gärtner, mein Freund (der Held der Geschichte) ist als Bürolist tätig. Beizufügen wäre noch, dass er, als er zu uns kam, eben seine Offizierschule beendet hatte. Aber man wurde bei ihm das